

Johanna Rahner

Die Verwendung des Wortes „Rassist“ für die, die Gleichberechtigung von Frauen in der Kirche ablehnen, in einem Vortrag der Tübinger Dogmatikerin löste eine deutschlandweite Kontroverse aus.



Foto: Universität Tübingen

„Der Passauer Bischof setzt einen Kommentar ab, ohne den zugrundeliegenden Text zu kennen? Ohne sich auf die Argumentation einzulassen? Und droht dann?“

Von Gregor Maria Hoff

Vor drei Wochen ist Hans Küng gestorben. In die Nachrufe mischte sich postumes Bedauern über die Entscheidung, dass dem Tübinger Dogmatiker im Dezember 1979 die kirchliche Lehrerbildung entzogen wurde. Auf Küngs Lehrstuhl streitet heute die Vorsitzende des theologischen Fakultätentages Johanna Rahner. Sie kämpft wie Küng für eine zukunftsfähige katholische Kirche, deren Glaubwürdigkeit in vieler Hinsicht auf dem Spiel steht. Es ist mehr als eine Ironie der Geschichte, dass der damalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz den Entzug der Lehrerbildung betrieb – jener Kardinal Höffner, der im Kölner Missbrauchsgutachten schwer belastet wurde. Im Register kirchlicher Wahrheitssicherung finden sich die Akten ihrer Opfer weit unten, wenn überhaupt. Hier tut sich der Abgrund kirchlicher Lehrreinheit auf.

Diese systemische Verzerrung zeigt sich nicht zuletzt in der Frauenfrage. Solange es Sondermeldungen braucht, dass Frauen in leitende kirchliche Positionen berufen wurden; dass Nathalie Becquart als erste Frau Stimmrecht bei einer Bischofssynode erhält: solange zeigt sich eine kirchliche Realität, die in allen anderen Lebenswelten als eine Diskriminierung wahrgenommen wird. Aber das kann die katholische Kirche nicht sagen, nicht anerkennen. Vor Gott sind alle gleich.

Zwar kennt das Kirchenrecht Grenzen für die Zulassung zu Ämtern, aber sie werden nicht über die Zugehörigkeit zu einer Ethnie oder einer Rasse definiert. Hier gilt nur der Vorbehalt des Geschlechtes. Was in der kirchlichen Lehrpraxis dazu führt, dass Frauen an einem entscheidenden Punkt nicht in Betracht kommen: Sie können an der Bestimmung kirchlicher Rechte nicht teilnehmen. Keine Frau hat in der Konziliengeschichte seit 325 Stimmrecht gehabt. Die Lehrbestimmung der Kirche findet ohne Frauen statt. Für Menschen mit Behinderung, für *People of Colour*, für Menschen aus unterschiedlichen Nationen, Weltregionen, Kulturen gilt dies nicht.

Keine Wahrnehmung der Opfer

Die Frage der Geschlechterdifferenz ^N wird in der katholischen Kirche vom Papst und von den Bischöfen entschieden. Frauen fühlen sich in der katholischen Kirche nicht nur diskriminiert: sie werden es, weil ihnen Rechte versagt bleiben, an deren Formulierung sie nicht beteiligt sind. Die Stimme der Frauen wird zugelassen oder beschnitten, aber sie gewinnt nicht

An der Frauenfrage entscheidet sich die Zukunftsfähigkeit der katholischen Kirche. Gastkommentar zur Aufregung um einen Vortrag der Tübinger Theologin Johanna Rahner.

Apostolischer Rassismus?



Protest gegen das kirchliche Frauenbild gab es auch von der Moraltheologin Angelika Walser am 26. 2. 20, nachzulesen unter „Wir sind nicht mehr ‚zärtlich!‘“ auf furche.at.

von sich her Stimmrecht. Was bedeutet es aber für die Kirche, wenn immer mehr Frauen, die auf Mitwirkung und auf Rechten in der Kirche bestehen, ihre Kirche verlassen? Die Diskriminierung nicht hinnehmen, weil daran die Glaubwürdigkeit einer Kirche hängt, die – im Namen reiner Lehre – nicht wahrnehmen kann oder will, dass und wo sie Opfer macht?

Johanna Rahner hat dieses Problem in einem Vortrag vor dem Frauenforum der Diözese Rottenburg-Stuttgart am 17. April 2021 zum Thema gemacht. Macht- und Gewaltenteilung stand auf der Agenda. Am selben Tag meldete die Katholische Nachrichtenagentur KNA: „Nur ‚Rassisten‘ gegen Gleichberechtigung von Frauen in Kirche“. Zwei Tage später verwahrte sich der

GLAUBENSFRAGE

Von Markus Krahn

Abschied von den USA

Nach gut eineinhalb Jahren geht mein Forschungsaufenthalt in den USA zu Ende. Welche Glaubensfragen habe ich mir und anderen gestellt? – Die Einsichten zwingen zum Wechsel von Perspektiven, vor allem im Kontrast zu europäischen Sichtweisen. In meinem wissenschaftlichen Umfeld ist ein Umdenken erkennbar, das die amerikanischen Juden als privilegierte weiße Gruppe sieht und nach ihrer Verantwortung für Rassismus und Benachteiligung von Schwarzen und anderen Gruppen fragt. Wo bleibt da das Bild von Juden als einer verwundbaren Minderheit? Auch wenn der Antisemitismus in den USA immer weiter ins Bewusstsein rückt, sehen sich immer mehr Juden als Teil der weißen Mehrheit: kulturell eigen, aber nicht marginal.

Und wie definiert sich die jüdische Gemeinschaft dann innerhalb der weißen Mehrheit? Als eine Religion neben anderen? – Mein Glaubensbekenntnis lautet, dass der christlich geprägte Begriff der Religion wichtige Aspekte des Judentums ausblendet: das Selbstverständnis, das sich durch die ge-

meinsame historische Erfahrung definiert und in kulturellen Faktoren wie Sprache, Humor und Essen ausdrückt. Eine solche, über Religion hinausgehende Gruppenidentität ist in den USA eher akzeptiert als in Europa. Dennoch bleibt Religion der wichtigste Faktor, der jüdische von anderen Amerikanern unterscheidet. Der Widerspruch löst sich auf, wenn man „Religion“ als Kern einer breiteren Kultur versteht.

Ein solches (Selbst-)Verständnis des Judentums würde auch nach Europa passen. So könnte das historisch zementierte Bild von Mehrheiten und Minderheiten aufgebrochen und durch ein Nebeneinander religiöser Kulturen ersetzt werden. Dass dieses Ideal in den USA nicht immer eingelöst ist, habe ich neu gelernt; nun bin ich wieder gespannt auf das Ringen zwischen Ideal und Wirklichkeit in Europa.

Der Autor forscht zu Jewish Studies an der University of Pennsylvania, Philadelphia/USA.



Passauer Bischof Stefan Oster tonscharf gegen den Vorwurf, als Bischof ein Rassist zu sein. Und stellte Konsequenzen in Aussicht: für die durch bischöfliche Zustimmung finanzierten Kirchenmedien, die solchen Thesen Raum geben, vor allem aber für Theologinnen wie Rahner. Denn die Bischöfe tragen schließlich „Mitverantwortung dafür, wer an unseren Fakultäten katholische Theologie unterrichten darf“. Welche Drohung im Raum steht, muss man in Tübingen nicht erklären. Kennzeichnend an dieser Intervention ist der Gebrauch des katholischen *Unser*. Die Frage nach Macht- und Gewaltenteilung wird performativ beantwortet – mit den Mitteln einer Letztverantwortung, die sich vor allem eines erspart: die Auseinandersetzung auf Augenhöhe.

Was Rahner zum Thema macht, führt Oster in Echtzeit auf – dass und wie Frauen in der Kirche das Stimmrecht genommen wird. Denn Rahner sagt etwas anderes, als ihr Oster unterstellt. „Jüngst hat etwa die Tübinger Dogmatikprofessorin Johanna Rahner in der Frage nach der Frauenweihe lehramtstreue Katholikinnen und Katholiken, und damit einschließlich den Papst, zu ‚Rassisten‘ erklärt, zumindest wenn der Wortlaut der KNA-Meldung stimmt.“ Ein Bischof setzt einen Kommentar ab, ohne den zugrundeliegenden Text zu kennen? Ohne sich auf die Argumentation einzulassen? Und droht dann?

Nach eigener Auskunft „auf dünnem Eis“

Tatsächlich spricht Rahner von Rassismus und bewegt sich damit nach eigener Auskunft „auf dünnem Eis“. Denn sie nutzt das Konzept, um einen kirchlichen Zusammenhang in das Licht der Erfahrung zu rücken, die Frauen in der Kirche mit Ausschließungen machen.

Rassismus identifiziert Menschen im Raster von Merkmalen, die zu grundlegenden Eigenschaften aufgerechnet werden: Hautfarbe, Kopfform, Charaktereigenschaften. Sie dienen der Abgrenzung und sind mit Wertungen verbunden, die diejenigen bestätigen, die Rassengrenzen festlegen. Das Funktionsmuster ist entscheidend: Die Ausgeschlossenen werden nicht nur um elementare Rechte gebracht, sondern sie kommen nicht infrage, an der Festlegung von *Rechten auf Rechte* mitzuwirken.

An dieser Stelle entsteht die Frage nach dem kirchlichen Rechtsraum von Frauen, der nur unter den Bedingungen ihrer systemischen Nachordnung entsteht. Denn sie sind nicht Akteurinnen kirchlicher Lehrbildung und Lehrvollmacht. Das gilt es wahrzunehmen und anzuerkennen: als *Diskriminierung*. Denn, so Rahner, „Diskriminierung ist ein Problem, das nur bewältigt werden kann, wenn es benannt wird. Und wenn wir diese Diskriminierung nicht als solche benennen, wird sich daran nichts ändern. Wer aber daran nichts ändern will, ist nichts anderes als ein Rassist.“ Von Frauenordination ist hier übrigens keine Rede.

Wenn Rahner von Rassismus spricht, geht es um die Freilegung eines Funktionszusammenhangs. Der Begriff darf dabei nicht verschwimmen. Sonst droht er die unerträgliche Wirklichkeit rassistischer Politik zu verschleiern. Aber darauf will Rahner nicht hinaus. Sie spricht von Rassismus strukturanalog, um Muster von Ausgrenzung sichtbar zu machen. Gerade mit der gefährlichen, strittigen Verwendung von „Rassismus“ erschließt sich seine Bedeutung im kirchlichen Zusammenhang.

Wie in filmischer Überblendung zeigen sich hier szenische Übergänge: die Wirkungen einer Diskriminierung, wie sie Rassismus auslöst. In den Folgen, die Rahners Vortrag auslöst, nimmt man wahr, wo Diskriminierungen übersehen und deshalb verstetigt werden. Als Reizwort gesetzt, belegen seine Schockwellen, dass der Reformkurs der katholischen Kirche, im Zeichen des Missbrauchsskandals begonnen, bei Erfahrungen von Verletzungen ansetzen muss. Diese Debatte lässt sich nicht mit den Methoden Höffners erledigen.

Der Autor ist Professor für Fundamentaltheologie und Ökumene an der Uni Salzburg.